

**Zeitschrift:** Appenzeller Kalender  
**Band:** 164 (1885)

**Artikel:** Des Kalendermanns Weltumschau  
**Autor:** [s.n.]  
**DOI:** <https://doi.org/10.5169/seals-373897>

### **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

### **Conditions d'utilisation**

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

### **Terms of use**

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

**Download PDF:** 04.04.2025

**ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>**

## Des Kalendermanns Weltumschau.

**I**n Innerrhöbler wand seinen Schweinsledernen Geldbeutel aus und entdeckte noch 40 Rappen darin. Er besann sich, ob er mit diesem Vermögen eine Reise nach Schweden oder Spanien unternehmen oder aber ein halbes Pfund Taback anschaffen wolle. Nach längerem Besinnen entschied er sich, lieber einen Appenzeller Kalender zu erhandeln. Der wird mir dann schon Auskunft geben, wie's draussen in der Welt aussieht, dachte unser Nazi, und eine Pfeife Taback bekomme ich am Ende von Jedem, den ich darum frage. Der Appenzeller Kalender muß mir die Reise um die Welt ersehen und wenn ich ihn studire und die hübschen Helgeli dem Fraueli und den Gosen zeige, so haben Alle etwas von meinen 40 Rappen.

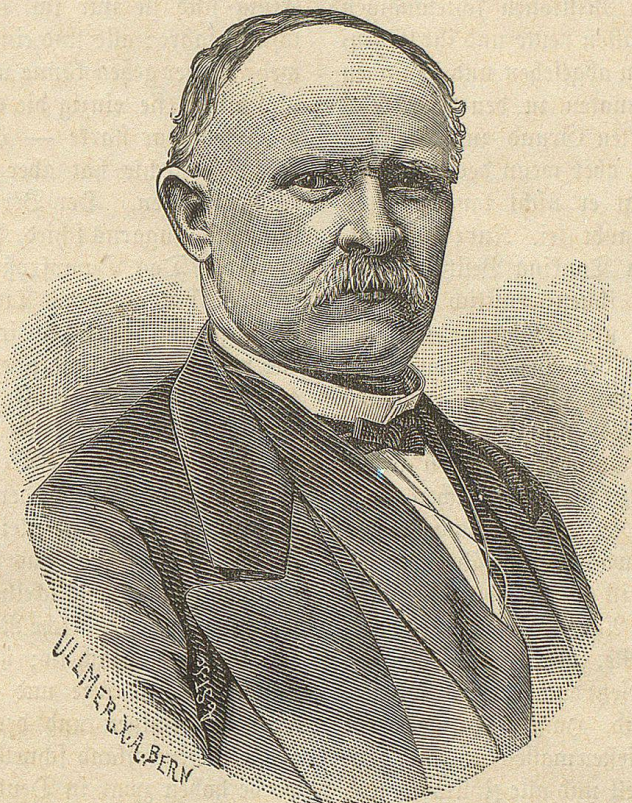
Der Nazi hat Recht und noch viele Andere sind seiner Meinung. Was die Zeitungen alle Tage bringen, vergißt man schnell wieder und zudem ist kaum die Hälfte davon wahr. Dann werden die Zeitungen zu vielerlei handlichen aber nicht immer schönen Zwecken gebraucht und sterben fast bevor sie geboren werden. Der Kalender dagegen faßt die Ereignisse eines Jahres wie eine Waizengarbe zusammen, behält nur die Körner und überläßt das Stroh den Politikern und dem Rindviehgeschlecht zu weiterer Behandlung. Der Kalender steht darum beim Volk in Ehre und Ansehen und gern wird ihm 365 Tage lang ein schöner warmer Platz in der Stube eingeräumt.

Besten Dank für diese Gastfreundschaft, ihr guten Leute zu Berg und Thal und jetzt wollen wir in Gedanken hinauswandern in die weite Welt und fragen, was allenthalben passirt sei. Viel Freudenreiches wird dabei nicht herauskommen und was

gilt, am Ende des Liebes kehren wir gerne miteinander wieder dahin zurück, wo Schwizerdütsch gesprochen wird und der Bauer den König sticht und 17 Aug mehr als eine Königin gilt.

Wenn es auf die Heuschöcheli schneit am längsten Tag, wie es dieses Jahr bei uns wieder der Fall war, so mag es im schönen warmen Italien angenehmer sein. Sieht man aber die Sache durch die rechte Brille an, so will es einem fast vorkommen,

als ob es in Italien ein Bischen zu warm sei und am unrechten Orte. Dem König Amadeus wird es zu warm, weil die Revolutionäre an seinem Thron rütteln; dem Landseckelmeister wird es brühwarm, wenn er an die leere Staatskasse und die zweitausend Mill. Franken Schulden denkt; dem Volksfreund wird es schwül, wenn er sieht, daß Italien 20 Millionen Franken für ein einziges Kriegsschiff auswirft, aber kein Geld hat, um die Kinder das ABC zu lehren. Und die Ehrlichkeit drückt wie es scheint den Italienern auch kein Loch in den Kopf, denn von den 7 Mill. Franken, welche für die durch Erdbeben geschädigten Bewohner der Insel



Bundespräsident Emil Welti von Burzach.

Ischia zusammengesteuert worden sind, blieben einige Millionen bis jetzt immer noch an den Fingern des Hilfskomites kleben. Gold und Silber sind so glatte saubere Dinge und doch kleben sie so gerne an den Händen und so Mancher macht sich damit schmutzig.

Auf der Insel Sizilien wurde eine Räuber- und Mörderbande von 102 Köpfen entdeckt, welche ihr Handwerk planmäßig wie eine Käseerei betrieb und um Geld bereit war, dem ersten besten die Lampe auszudolchen. Sonst ist es recht schön im sonnigen Italien, so schön, daß seine fleißigen Arbeiter in

großen Schaaren zu uns über die Alpen steigen, wo es halt doch noch ein Bischen schöner ist.

Frankreich ist auch nicht auf lauter Rosen und Rosmarin gebettet. Zwar ist das Land reich und immer noch mächtig. Es hat aber ein unruhiges Volk, das immer gern spektakelt. Die Franzosen müssen allzeit etwas Neues haben, am liebsten einen Krieg, sonst fangen sie an, daheim unter sich wüß zu thun. Letztes Jahr (1884) war China der Blitzableiter, welcher die Gewitter von Frankreich abzog. Im Süden von China liegt nämlich das fruchtbare schöne Land Tonking mit etwa 10 Millionen schiefaugigen gelben Heiden. Auf diese wüßten Leute und ihr Eigenthum hatten es die Franzosen abgesehen und sie fingen an, mit Bomben und Granaten zu den Asiaten zu sprechen. Einen wahrhaften Grund zum Kriegen hatten die Franzosen nicht, aber wenn der Wolf ein Schaf fressen will, so fragt er nicht lange, ob es nach dem Katechismus erlaubt sei. Kurz und gut, die Franzosen nahmen von Tonking Besitz und die Chinesen wagten es nicht, ihnen ernstlich entgegen zu morden. Frankreich ist um ein Land reicher geworden und kann vielleicht den Verlust von Elsaß und Lothringen eher verwinden. Mit dem eroberten Tonking werden die Franzosen nun Handel treiben, ihre Modenkleider, Schnäpfe und Spielsachen an die Heiden verkaufen und Geld zu verdienen suchen. Bis jetzt haben sie aber nicht viel Gutes heimgebracht; verkrüppelte Soldaten und was noch gefährlicher ist, die Cholera. Die Cholera ist gar ein böser Gast und wo sie einkehrt, macht schnell Alles Platz. In den Seestädten Toulon und Marseille, wo sie zuerst Vorstellungen gab, floh das Volk entsetzt davon. Schrecken verbreitete sich über die Gegend, Handel und Gewerbe stockten und die Fremden verließen massenhaft das Land. Aber die Cholera reitet schnell und alle Zolltarife und Grenzwächter vermögen sie nicht aufzuhalten.

Neben der Cholera wüthet noch ein anderer Feind im Frankenlande. Zwar frißt er keine Menschen, nur ihr Vermögen; er ist merkwürdig klein und dem gewöhnlichen Auge nicht sichtbar, aber seine Werke sind furchtbar groß und traurig sichtbar: wir meinen die Heblaus. Dieses winzige Thierchen wüthet und frißt und saugt noch unaufhaltsam unter dem Boden fort und schlägt täglich schreckliche Wunden. Die herrlichsten Weinberge hat es vernichtet und dem Lande mehr Schaden zugefügt, als ein großer Krieg es könnte.

Viel Erfreuliches ist aus Oesterreich auch nicht zu melden. Wenn in einem Hause eine Schaar Männer

und Weiber mit einander leben und haushalten sollen, von denen jede Person ein anderes Kauberwelsch spricht und Jedes eine aparte Religion hat, so setzt dies eine Musik ab, die nicht immer genießbar ist. So ist es aber in Oesterreich. Der Deutsche mag den Böhmen nicht leiden, der Ungar haßt sie Beide und den Slovaken dazu, der Kroate will von allen vier nichts wissen und der Pole wünscht alle fünf in's Pfefferland. Der Katholik fährt rechts, der Protestant links und der Jude will beiden die Wagen umwerfen — so wird in Oesterreich kutschirt. Einig sind sie nur im Wunsche, daß der Andere schlecht fahre; alle sind einverstanden, daß es so nicht mehr länger gehen könne und als gemeinsames Band umschlingt sie einzig die eine, untheilbare und ganz uneinnehmbar starke — österreichische Staatsschuld. Die Monarchie hat aber doch auch ihre Fortschritte zu verzeichnen. Der Berg, der uns von den Kornkammern Ungarns schied, der Arlberg, er ist durchbrochen. Das Dampfroß fliegt nun von Wien und Ungarn her ins Land Tirol und durch den Leib des Gebirges an den Rhein in die freie Schweiz. Möge das neue völkerverbindende Eisenband beiden Ländern gute Nachbarschaft erhalten und Segen bringen!

Von Deutschland hätten wir eigentlich zuerst reden sollen, denn die Deutschen fühlen sich jetzt als die mächtigste Nation der Welt. Bismarck hat die Deutschen unter den gleichen Hut gebracht. Zwar ist dieser Hut nicht aus weichem Filz gemacht, er ist vielmehr eine Pickelhaube und verursacht viel Kopfweh. Das deutsche Reich starrt von Waffen wie der Igel von Stacheln; überall sieht man Gewehre, Kanonen, Schnäuze und Arrester. Heimelig ist es nicht da draußen und dem Schweizer wird es im großen Deutschland schnell zu eng. Handel und Gewerbe haben zwar in Deutschland einen großen Aufschwung genommen, aber das gewöhnliche Volk wird doch alle Tage magerer. Es geht hier wie beim Dampf-nudeln-Essen: Die Herren essen die Nudeln und lassen den Knechten den Dampf.

In Schweden und Norwegen wohnt ein freies kräftiges Volk in den Bergen, das seinem König nicht viel nachfragt. Es gab zwischen den Beiden viel Haber und ungute Redensarten und wenns so fortgeht, werden die nordischen Völker halb die Republik der Bauern proklamiren und es dem König überlassen, eine andere Anstellung zu suchen.

Nicht halb so frei wie die Schweden leben ihre Nachbarn in Rußland. Frei sind in diesem Lande

nur die hohen Beamten, Generale und andere Spitzbuben, indem sie nach Willkür mit dem Volke verfahren und ungestraft stehlen dürfen. Eine solche Freiheit ist aber nicht die „Freiheit, die ich meine, die mein Herz

erfüllt“, sondern die Freiheit, die ich meide, die mir Unglück bringt.

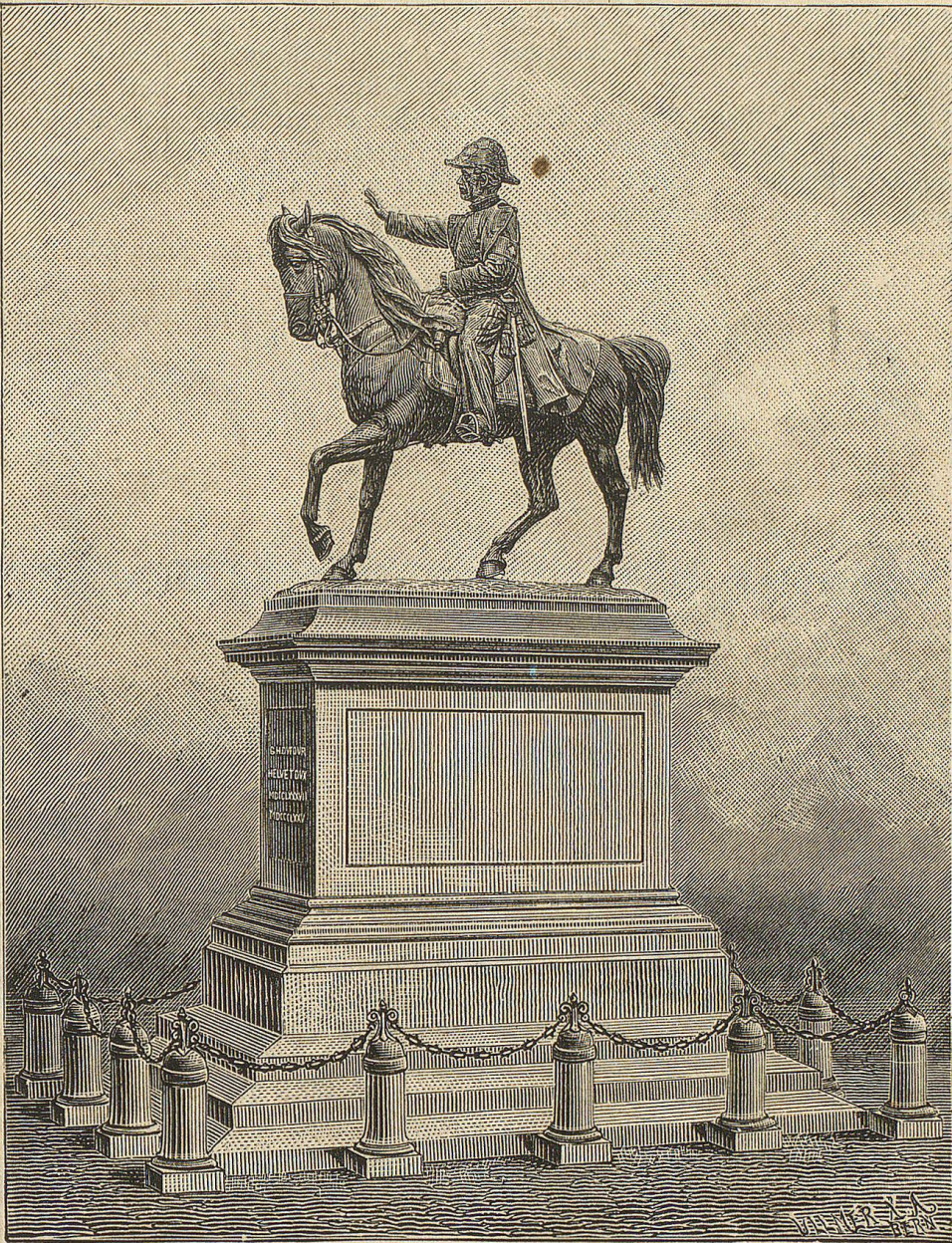
— Der russische Kaiser gebietet über eine Bevölkerung von 80 Millionen Seelen, aber der Senn auf einsamer Alp, welcher nur ein paar Kühe und Busli zu kommandiren hat, ist doch reicher u. vergnügter als der Herrscher der Russen. Dem Sennen stellt Niemand nach dem Leben, man wirft ihm keine Bomben auf die Holzschuhe, wenn er aus der Stallthüre

kommt, er darf frei und furchtlos seine Pfeife auf der Straße rauchen und seine Schotte und den Käse wird ihm kein Koch zu vergiften suchen.

England hat wenig Ruhe. Da sind vorab die

rothhaarigen und ungeberdigen Irländer, welche das ganze Jahr hindurch Spektakel machen und ab und zu einem englischen Edelmann auf unselige Art zur ewigen Seligkeit verhelfen. Dann sind es wieder die

wilden Afrikaner im Sudan, welche unter Anführung ihres Propheten Mahdi den englischen Besitz in Aegypten bedrohen. Gar mancher englische Soldat hat im heißen wüsten Afrika sein junges Leben lassen müssen. England ist und bleibt aber doch die mächtigste Nation Europas. Es kann wohl auf seinen zahllosen Kolonien eine Schlappe erleiden, zu Hause aber ist es unangreifbar; seit mehr als 800 Jahren hat kein fremder

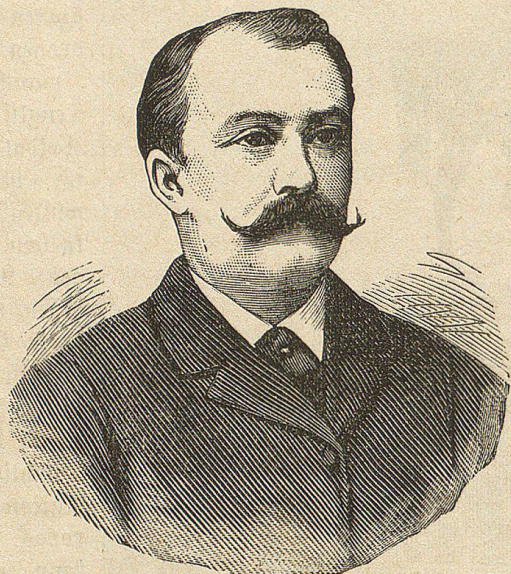


Dufour-Denkmal in Genf.

Soldat englischen Boden betreten. Die Küsten der Insel sind furchtbar befestigt und wer da anrennen wollte, müßte einen härtern Kopf als der Sântis haben.

Spanien ist das Land, wo Feigen, Staatsschulden, Drangen, Bettler, Tagediebe, Zitronen, Revolutionen, feine Weine und Affen im Freien wachsen und besser als sonstwo gedeihen. Letztes Jahr probirten es wieder einige Offiziere, das Königthum zu stürzen. Zum Dank dafür wurden ihnen Bleifugeln in den Leib telegraphirt und diese Speise hat bekanntlich tödtliche Folgen.

Die kleinen Staaten wie Holland, Belgien, Dänemark, die schwindstüchtige Türkei und das noch ergänzungsschulpflichtige Bulgarien, Serbien u. s. w. schlugen sich durch, wie es in solchen magern Zeiten gehen und gnappen mag. Belgien wechselte seine Regierung, indem die liberale Partei sich auf die hin-



Mädchenmörder Hugo Schenk.

tern Sitz- und Grollplätze zurückziehen und der ultramontanen Gesellschaft die Zügel des Staatswagens übergeben mußte. Der neue Fuhrmann fährt ziemlich rasch rückwärts und ist es wohl möglich, daß er dabei bald in ein Loch fällt.

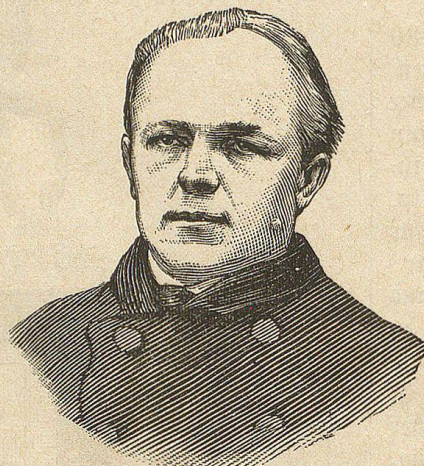
In Südamerika haben die Staaten Peru und Chili nach fünfjährigem Kriege endlich Frieden geschlossen. Peru hat dabei das kürzere Stück gezogen und mußte die kostbaren Guanolager an den Sieger abtreten. Es handelte sich also in diesem Kriege hauptsächlich um den Besitz von Mist.

Die Vereinigten Staaten von Nordamerika befinden sich in einer Verlegenheit, die wir unsern Kantonen gar so gerne gönnen möchten, sie wissen nämlich kaum, was sie mit den vielen überflüssigen Staatsgeldern anfangen sollen. Amerika bezieht un-

geheure Summen für Bälle, Landverkäufe, aus den Gold- und Silberbergwerken. Freilich kommt es auch überm Ozean vor, daß Diejenigen, welche das Geld am nöthigsten haben, es nicht in die Hände bekommen.

Mit der Justiz scheint es in Amerika nicht am besten bestellt zu sein. In der reichen Stadt Cincinnati beklagte sich das Volk, daß den Mördern und Dieben der Hals zu stark geschont werde, nahm die Gerechtigkeit selber in die Hand und machte das Gerichtsgebäude dem Erdboden gleich. Die Geschichte führte zu bösen Straßenkämpfen und großem Verlust an Menschenleben.

Diebe und Mörder finden sich bekanntermaßen in allen Ländern vor; einen solchen Massenmörder wie die Gerichte in Wien zu verurtheilen hatten, wird



Anarchist Stellmacher.

aber die Erde hoffentlich nicht so bald wieder tragen müssen. Ein Scheusal, Namens Hugo Schenk, seines Zeichens ein Ingenieur, hatte in Verbindung mit zwei gleichwerthigen menschlichen Ungeheuern eine große Anzahl Mädchen ermordet. Die Bande knüpfte mit den Töchtern Liebschaften an, lockte ihnen dann das Geld ab und wenn nichts mehr zu erschleichen war, wurden die armen Opfer kaltblütig abgeschlachtet. Es widerstrebt uns, ein Mehreres über diese Scheusale zu schreiben. Sie sind das Papier und die Tinte nicht werth; den Galgen nur waren sie werth und am 22. April haben sie ihn auch am Halse gefühlt. Die Sonne bringt halt Alles an den Tag und wenn das Maß voll ist, so überläuft es. Schenk und seine Genossen waren unter Mördern, was der Tiger unter dem Raubzeug. Sie mordeten aus lauter Lust und Bier nach Blut, und

um der Beute willen. Ein Tiger kann aber sein Brod nicht auf andere Art verdienen, Morden ist sein Handwerk und er hat es sogar nöthig, wenn er nicht selbst umkommen will; Schenk hingegen war ein fein gebildeter Mann, der Recht von Unrecht unterscheiden konnte und seinen Unterhalt mit Leichtigkeit auf ehrlichem Wege hätte gewinnen können. Ein Vergleich zwischen ihm und einem Tiger ist deshalb viel zu milde und schließt eine persönliche Beleidigung des Tigers in sich.

Aus ganz andern Beweggründen mordete der deutsche Anarchist *Stellmacher*. Ihm war es weniger um Geld als um die Befriedigung seines Hasses gegen die Organe der Geseze und Ordnung zu thun. Es gibt in Europa eine Klasse von Menschen, welche die ganze Welt umkehren, alles Bestehende über den Haufen werfen, mit Schrecken, Tod und Teufeln regieren möchten. Am verhaßtesten sind diesen Brüdern die Polizeibeamten, weil sie die Ordnung aufrecht erhalten und das Eigenthum beschützen müssen. *Stellmacher* war einer der Vordersten und Gefährlichsten dieser wahnsinnigen Bande. Er reiste von Zürich aus, wo er dem Handwerk des Schimpfens und Müßigganges oblag, eigens nach Wien und ermordete hier kaltblütig einen Polizeibeamten, welcher wegen seiner Pflichttreue den Spizbuben ganz besonders verhaßt war. Die That machte ungeheures Aufsehen; *Stellmacher* aber rühmte sich seiner blutigen That und war stolz auf den Galgen, der ihn aus der Welt schaffte. Er ist nur Einer von vielen Tausend Gleichgesinnten. Mit Dynamit, Dolch und Gift wird aber nichts besser gemacht; wenn diese scharfen Arzneistoffe gebraucht werden, so hat es nur die Folge, daß die Fürsten ihre Armeen noch stärker machen und die Fesseln des Volkes enger schmieden.

Wir haben schon wiederholt in katholischen Kirchen Teufel an den Deckengemälden angetroffen; sie sind natürlich nur deshalb hingemalt, damit das Volk sich vor ihnen in Acht nehme und nicht vergesse, wo das Hauptquartier der Bösen ist. Was in der Kirche statthaft und am Plaze ist, muß auch dem Appenzeller Kalender erlaubt sein. Deshalb bringen wir nebstehend die wohlgetroffenen Bildnisse des Tigermenschen *Hugo Schenk* und des gleichwerthigen Anarchisten *Stellmacher*. Zum Einrahmen taugen sie nichts, ins Photographie-Album passen sie noch weniger, sie stehen nur da, damit man Thresgleichen fürchte und verachte und zum Zeichen, daß der Krug zum Brunnen läuft, bis er bricht und als schreckhaftes Beispiel dem Kalender anheimfällt.

Nach dieser Rundschau werden die freundlichen Kalenderleser gerne wieder mit uns in die Heimat zurückkehren. Ist auch da nicht Alles wie es sein sollte, so ist es doch mindestens so gut wie in der Fremde draußen. Ueber die größeren und kleinern Ereignisse können wir hinweggehen, weil wir alle sie miterlebt und noch in Erinnerung haben. Als einen Glanzpunkt des Jahres dürfen wir die Einweihung des *Düfour-Denkmal*s in Genf bezeichnen, von dem uns der Künstler ein gelungenes Bild geliefert. Von allen Theilen des Vaterlandes kamen Abordnungen und Vereine, um das Andenken an den menschenfreundlichen Feldherrn im Sonderbundszug, den goldlauntern edeln Eidgenossen zu ehren. Es war ein Fest, würdig des großen Patrioten, würdig seines Vaterlandes.

Von den politischen Händeln wollen wir lieber ganz schweigen. Parteien müssen sein, wenn die Verwaltung des Landes gut sein soll, nur dürfen wir nie vergessen, daß wir zuerst Schweizer und dann Katholiken oder Protestanten, Radikale oder Ultramontane sein sollen. Wir bedürfen einander und dem Ausland gegenüber sind wir noch schwach genug, auch wenn wir alle einig sind. Unser gegenwärtiger Bundespräsident, Herr *Emil Welti* von Zurzach im Aargau (siehe Abbildung) geht dem Lande mit dem Beispiel eines wahren Patrioten voran. Seit 1867 gehört dieser ausgezeichnete Mann der obersten Bundesbehörde an und unverdrossen hat er allezeit zum Wohle des Vaterlandes gearbeitet. *Welti* ist ein klarer Kopf, hochbegabt, in allen Gebieten des Wissens wohl erfahren, eine riesige Arbeitskraft und daneben ein bescheidener schlichter Bürger. Er, der oberste Beamte des Landes, ist zugleich einfaches Schulrathsmitglied der Stadt Bern. *Welti* ist ein Mann, der seine Kraft und Zeit nicht einer Partei und ihren Interessen, sondern dem gemeinsamen Vaterlande und seinem Wohlergehen widmet. Das Volk ist stolz auf seinen Sohn, dem es das Steuerruder der Republik anvertraut hat. *Welti* steht in der Vollkraft seiner Jahre (geb. 1834); möge ihm und uns vergönnt sein, daß er noch lange Zeiten hindurch für das Vaterland wirken und leben kann.

In politischer Hinsicht sind wir mit unserm verehrten *Welti* wohl geborgen und für das Andere lassen wir den alten Gott des Vaterlandes und den redlichen Bürgerfönn sorgen. Von der Politik allein werden nur Diejenigen fett, welche sie wohl zu reiten und zu drehen verstehen. Für den hungrigen Mann

ist ein saftiges Stück Käse von jeher besser zum Kaffe gewesen als ein neues Referendum, und wer im Winter friert, dem wird ein Sparkassaschein eher Wärme verschaffen können als ein nagelneues Gesetzbuch. Es gibt Länder, wo die gebratenen Tauben den Leuten von selbst in die Zähne fliegen, wo die Natur ohne viel Hinzuthun alles reichlich hervorbringt, was der Mensch bedarf. Da können die Einwohner am Vormittag an die Sonne und am Nachmittag an den Schatten liegen und wenn sie essen wollen, liegen überall Schüsseln genug herum. Nicht so bei uns. Die gebratenen Tauben fliegen so hoch über uns hinweg, daß es sehr schwer hält, eine davon zu erhaschen und dann ist es manchmal nur eine alte Krähe. Unser Schweizerland hat wohl hohe Berge, aber es steckt wenig Brauchbares darin, wir haben weder Gold noch Silber, nicht einmal genug Eisen, Kohle oder Salz. Kupfer, Blei, Zinn, Zink u. s. w. müssen wir jedes Pfund dem Ausland abkaufen. Da heißt es: Den Kopf hell und die Hände sink! oder wir können den Konkurrenzkampf mit den großen reichen Ländern nicht aufnehmen. Unsere Industriellen und Kaufleute sind aber aus gutem Stoff gebaut, sie sinnen und schaffen und pröbeln und trachten, daß es eine Freude ist. Sie bringen Arbeit und Verdienst ins Land und sorgen dafür, daß wir den Kornländern die Frucht abkaufen können. Im Jahr 1883 wurden beispielsweise aus der Schweiz für 33 Millionen Franken Stickerieien ausgeführt.

Das langt für manche Bazenwurst und hat manchem Sticker und Fergger Leib und Seele zusammengehalten und manche Fädlerin konnte sich daraus einen neuen Hut kaufen oder einen Maskenball mitmachen. Freilich jammern immer noch viele Arbeiter, aber wir leben ja so wie so in einem Jammerthal und selbst der Rothschild ist nicht zufrieden und jammert, weil er gerne mehr Geld hätte. Wenn er Deine Münze noch hätte, freundlicher Leser, ja dann wäre ihm geholfen, nicht wahr? Oder hast Du etwa nichts als Deinen fröhlichen Sinn, Dein zufriedenes Gemüth, ein liebes Weib und ein Rudel wilde Buben und Meitli, welche Dich mit ihrem gesegneten Appetit fast aus dem Hause essen? Wenn Ihr so bestellt seid, guter Mann und braves Frauelei, so seid Ihr ja reicher als der Rothschild. Nur nicht ängstlich gesorgt, auch Euch scheint Gottes Sonne, auch für Euch kommt der liebliche Frühling und der reiche Herbst, auch Ihr gehöret zu dem Lande, in welchem das Volk König ist und in trüben Tagen miteinander das Brod theilt.

Die Rundschau ist zu Ende. Wir sind ja wieder daheim angelangt und wollen gerade da bleiben.

Der Himmel schütze unsere Heimat, erhalte ihr den Frieden und die Freiheit und Dir, lieber Kalenderleser, ein frohes Gemüth, feste Gesundheit Deiner Familie und Allem was dazu gehört. Bhüt Dich Gott und auf Wiedersehen bis dem alten Appenzeller das Jahr 1886 einläutet!

### Man muß sich zu helfen wissen.

Rabelais, der bekannte französische Witzbold, wurde einst von Rom ausgewiesen und wünschte ohne Kosten und bequem nach Paris zu kommen. Zu diesem Zwecke begab er sich in Lyon in ein Gasthaus, verlangte ein Zimmer, um ungestört zu sein und zu seiner Bedienung einen des Lesens und Schreibens kundigen Knaben. Aus der Asche, die er im Kamin des Zimmers fand, machte er verschiedene kleine Pakete, ließ sich Papier und Tinte bringen und beauftragte den Knaben, welcher seinem Gastwirth gehörte, die Ueberschriften zu machen. Auf eines der Pakete mußte die Ueberschrift: Gift für den König, auf ein zweites: Gift für die Königin, auf ein drittes mußte der Knabe die Worte schreiben: Gift für den Herzog von Orleans. Dann schärste er ihm auf's Strengste ein, Niemanden ein Sterbenswörtchen von all Dem

zu sagen, da es sonst unbedingt ihnen Beiden das Leben kosten würde.

Als der Knabe bei seinen Eltern zum Essen anlangte, erzählte er seiner Mutter, was der fremde Gast gethan habe und diese schickte sofort nach der Polizei, welche den gefährlichen Menschen abfassen und da dieser keine Auskunft geben wollte, unter sicherer Begleitung in geschlossenem Wagen nach Paris bringen ließ. Dort angekommen, nannte Rabelais seinen Namen und verlangte vor den König geführt zu werden. Dieser erkannte ihn sogleich und ließ sich von ihm erzählen, auf welcher schlaue Art und Weise er nach Paris gekommen sei, ohne einen Centime Geld auszugeben. Der König mußte über diese wohlfeile Methode, zu reisen, herzlich lachen und erzählte diese Anekdote seinem Hofe.